Rumänische Liebe.

Von E. Schäffer.

„Muß es denn sein, Santa, giebt es keinen anderen Ausweg?" Diese Worte sprach leidenschaftlich erregt ein junger Officier in der kleidsamen rumänischen Artillerieuniform zu einem jungen, kaum den Kinderschuhen entwachsenen Mädchen.

Er war bildhübsch, die elegante kraftvolle Gestalt schlank und biegsam, das edelgeschnittene Gesicht strahlte in südlicher Schönheit, belebt von einer Seele, welche es durch den beständig wechselnden Ausdruck geradezu unbeschreiblich machte.

In Rumänien sind die Frauen fast durchweg nicht so hübsch wie die Männer. Doch Santa versprach eine Ausnahme von der Regel zu machen; vorläufig war die Gestalt noch ein wenig zu klein und zart, die dunklen Augen blickten fast unnatürlich groß aus dem schmalen Kindergesichtchen. Aber gerade dieses Unentwickelte und Kindliche der ganzen Gestalt, vereint mit der bräutlichen Würde, die sie sich geben wollte, machte einen bezaubernden Eindruck.

„Es muß sein, Janco, sonst würde ich auch nicht gewagt haben, Vaters Gebot zu trotzen. Wenn er ahnte, daß Du hier bist — in unserer Wohnung! Ich darf gar nicht daran denken. Aber sehen mußte ich Dich noch einmal, und dann wollte ich Dich auch noch bitten Janco, recht bald — nein, heute noch — abzureisen!" Und sanft setzte sie hinzu: „Um meinetwillen! Bin ich erst verheirathet, und ist eine Zeit vergangen — ein Jahr — dann kommst du zurück, dann wollen wir alles nachholen!"

„Ungenirt können wir dann mit einander plaudern, denn dann hat mir der Vater nichts mehr zu sagen und niemand sonst!"

Sie lachte auf: „Dann bin ich ja Frau!"

„Aber Santa, ich bringe es nicht über mich, Dich einem andern Mann zu überlassen, ich kann es nicht!„

„Dentst Du denn, daß es mir leicht wird?" Ihre Stimme klingt leise und traurig. „Aber Du hast ja kein Geld, Janco, ich leider auch nicht, das ist eben unser Unglück!" Ein halbersterbendes Lächeln umspielt ihren Mund.

Eine Weile ist es ganz still in dem nur dürftig möblirten Salon, dessen verschämte Armuth überall durchblickt. Der Officier ist tiefernst, ein wirklicher Schmerz, der erste in seinem jungen Leben, prägt sich in seinem Antlitz aus, denn er liebt Santa, liebt sie mit der ganzen hingebenden Gluth und Leidenschaft seines Volkes! Das fühlt er, doch ebenso bestimmt weiß er, daß er sie nie heirathen wird — nie heirathen kann!

Und Santas hübsches Kindergesicht spiegelt deutlich den Gedanken wieder, während sie ihren Janco, den lieben herzigen Jugendfreund, traurig betrachtet. Wie schade, daß auch er arm ist, wie glücklich könnten wir sonst mit einander werden. Doch nicht einmal kommt ihr der Gedanke, alles von sich zu werfen und ihm zu folgen, sei es auch in Noth und Armuth! Denn wovon sollte man leben? Und — arbeiten? Nein, das ist zu viel verlangt — von einer Rumänin. Verliebt sein — ja; heirathen — niemals — ohne Geld! — „Weißt Du, Janco," das Schweigen hatte schwer auf ihr gelastet, „eigentlich ist es ja noch ein Glück für mich, daß Monsieur Brosteanu mich zur Frau begehrt, er ist ja so reich."

„Dieser Brosteanu — dieses Scheusal," stößt er hervor.

„Ja, schön ist er freilich nicht," sagte Santa ruhig, „aber er hat mir ein Reitpferd versprochen, eine Loge und so viel Schmuck, wie ich will. Aber lieben, lieben werde ich nur Dich bis an mein Lebensende!" setzte sie warm hinzu.

Janco, seiner selbst nicht mehr mächtig, faßt die schlanke Gestalt, preßt sie an sich, als wollte er sie nie mehr lassen, und bedeckt ihren nicht widerstrebenden Mund mit heißglühenden Küssen.

Die Klingel wird heftig gezogen. Santa erbebt — sie weiß, wer Einlaß begehrt. Ihr Gesicht wird blaß, sie preßt die Lippen fest zusammen und sieht mit weit geöffneten Augen verzweifelt vor sich hin.

Dann löst sie sich aus der Umarmung und stürzt hinaus.

Und mit der Miene und Haltung einer Fürstin kehrt sie im nächsten Moment in den Salon zurück, an der Seite des häßlichen Brosteanu. Ja, häßlich war er; zwar eine hünengestalt, doch dick und aufgeschwemmt, das Gesicht ausdruckslos und von wilden Leidenschaften durchfurcht!

Als sie ihn jetzt neben dem schönen Geliebten sieht, da bäumt sich noch einmal das Weib auf, und beinahe hätte sie laut geschrieen: ich kann nicht, ich kann nicht! —

Aber das währte nur einen Moment. Die Beherrschung des jungen Weibes, das fast noch ein Kind ist, ist bewundernswerth.

„Monsieur Nelescu verabschiedet sich, da er an die Grenze versetzt ist, fort von unserm schönen Bucuresci! Nicht einmal bei unserer Hochzeit wird er zugegen sein. Giebt es denn dort auch Corsofahrten?" Sie sieht den Geliebten schelmisch, schnell lächelnd an.

Ein leichtes Gespräch ist nun im Gange. Doch sobald als möglich verabschiedete sich Nelescu.

Noch einen letzten traurigen Blick tauschen die Liebenden.

Das Brautpaar ist allein; zum ersten Mal. Und als er jetzt seine wulstigen Lippen auf ihren frischen Kindermund preßt, da kann sie es trotz aller Beherrschung nicht verhindern, daß sie heftig zitternd zusammenfährt und in Thränen ausbricht. Der glückliche Bräutigam ist etwas erstaunt, doch schnell tröstet er sich — das kommt von den Nerven, giebt sich aber bald wieder. Und mit einem heißen Blick streift er Santas kindliche Gestalt.

Und es gab sich schnell.

Schon am nächsten Tage war es ja so herrlich, als sie mit ihrem Vater und Bräutigam zur Corsofahrt nach der „Chaussee" fuhr, die Straßen voller Sonnenschein. Der Wagen in rasendem Galopp fuhr an dem Königlichen Schloß vorüber, die Strada Victoria entlang und draußen war Frühlingsluft, Menschengewühl und überschäumende Lebensfreude.

Auf der Chaussee eine bunte, lebendige Fluth, Wagen reiht sich an Wagen, geputzte Damen, elegante Herren, Scherzworte, von einem Wagen zum andern geworfen, werden oft mit einem ganzen Blumenregen beantwortet. Auch Santa hat schon einige Sträußchen. Ach, wie schön ist doch das Leben! Und so wird es jetzt immer bleiben — immer!

Noch einmal steigt das Bild des Geliebten vor ihr auf. Ein Reiter in brauner, goldgestickter Uniform kommt ihr entgegen.

Janco?

Nein, eine Aehnlichkeit hat sie getäuscht, der ist wohl schon weit fort von all' diesen Herrlichkeiten, die sie nun täglich genießen wird! Genießen — ohne ihn.

Nach der glänzenden Hochzeit hat das junge Paar den Sommer in „Sinaja" verlebt, und nun kehren sie in ihre prächtige Stadtwohnung zurück.

Sie sind beide froh, denn eigentlich war es doch herzlich langweilig dort. Die Leidenschaft des Monsieur Brosteanu ist vergangen; Santas Kälte hatte ihn ernüchtert.

Und Santa?

Sie hatte ja nichts Anderes als Gattin erwartet, sie wußte ja, wie alles kommen würde. Nervös ist sie zwar geworden, leichtgereizt, in ihren glänzenden Augen liegt eine eigenthümliche Erwartung, ein unendliches Sehnen. Sie will es sich selbst nicht gestehen, und doch kann sie den Augenblick nicht erwarten, ihren Jugendfreund wiederzusehen.

Warum hat sie ihn auch auf ein volles Jahr verbannt?

Jetzt sind erst acht Monate verflossen.

Wie, wenn sie ihn riefe, da er nicht freiwillig kommt?

Schon ist sie entschlossen.

Da hält sie eines Tages eine glatte, goldgeränderte Karte in Händen.

Joan Nelescu
Ida Stein
Vermählte.

Ein jäher Schreck erfaßt sie für einen Augenblick, doch gleich ist sie wieder Herrin ihrer selbst, und ruhig plaudert sie mit dem verabscheuten Gatten über die unerwartete Heirath des fernen Jugendfreundes.

Eigentlich machte ihr dieselbe ja auch wenig Sorge. Janco hat eben geheirathet wie sie; hoffentlich ebenso reich. Aber vergessen wird er seine kleine Santa deshalb ebenso wenig, wie sie ihn, dessen ist sie gewiß.

Und so war es auch, Janco hat seine Jugendliebe nicht vergessen.

Dies hat ihn zwar nicht gehindert, inzwischen die Tochter eines österreichischen Gastwirths, der in Rumänien steinreich geworden war, zu heirathen.

Sie hatte sich in den schönen, eleganten Officier verliebt, und der Vater hatte Geld genug, seiner einzigen Tochter den Mann ihrer Liebe zu — kaufen. Aber seine Liebe gehört darum doch nur seiner Santa!

* * *

Nach einem Jahr sahen sie sich wieder, in äußerlich zwar veränderten Verhältnissen, doch mit der alten, heißen Liebe im Herzen. Sie vermochten nichts gegen die unsichtbare, geheimnißvolle Macht, die sie zu einander trieb — und sie wollten auch nichts dagegen thun.

Madame Brosteanu — Monsieur Nelescu sieht man überall zusammen, im Theater — auf der Chaussee — in Gesellschaft; zuweilen begleitet ihn eine blasse, blonde Frau, die er aufmerksam behandelt, aber die ihn nicht hindert, die jetzt vollerblühte Santa mit leidenschaftlichen Blicken zu betrachten. Sie ist meistens allein, ihr Gatte hat „geschäftlich" soviel zu thun. Was ist natürlicher, als daß der langjährige Freund ihr Ritterdienste leistet?

Und auf einem Nachmittags-Spazierritt sehen sie Monsieur Brosteanu, der, wie gewöhnlich, „geschäftlich verhindert" gewesen, sie zu begleiten, in der Gesellschaft der feschen französischen Chansonette, die allabendlich im „Etablissement Hugo" Triumphe feiert.

Madame läßt ein leises „Aha" ertönen. Ihr Gesicht ist einen Moment dunkelroth, die Flügel der feinen Nase beben, eine lang zurückgehaltene Leidenschaft bricht aus den Augen, lagert sich um den kleinen, leichtgeöffneten Mund.

Monsieur Brosteanu gilt als glücklicher Ehemann, er wird vielfach um seine junge, liebenswürdige Gattin beneidet, die es so glänzend versteht, ein Haus zu machen und ihn garnicht hindert, seinen eigenen Vergnügungen nachzugehen. Er ist zufrieden, das ist die Hauptsache.

Santa ist die verkörperte Glückseligkeit. Eine unbändige Freude am Leben strahlt aus den glänzenden, dunklen Augen.

Sie hat ja nun alles, was sie erstrebte. Die beiderseitige Heirath gestattet einen ungenirten, gesellschaftlichen Verkehr. Täglich sind sie zusammen — der elegante Officier und die reizende heitere Frau — und niemand findet etwas dabei. —

Nur die kleine blonde Frau, die sich immer mehr von der Gesellschaft zurückzieht — freilich ohne vermißt zu werden — ist die einzig Bedauernswerthe.

Sie versteht eben nicht — rumänische Liebe — rumänisches Leben!

Das Kind.

Von Marco Brociner.

„Sieben und acht ist sechzehn," murmelte er. Er stockte und schüttelte den Kopf. Er hatte eine Zeit lang mechanisch, aber richtig addirt. Jetzt durchschauerte ihn das dunkle Gefühl, daß etwas nicht stimmte. Er fuhr mit der Hand über die Stirne. Dann starrte er eine Weile vor sich hin. „Sieben und acht ist —"

„Fünfzehn," sagte der Bureauchef, und eine finstere Falte runzelte seine niedere Stirne, „stets fünfzehn gewesen nach Adam Riese. Sie sind heute etwas zerstreut, Herr Riedel."

„Mir geht allerhand im Kopfe herum," sagte Riedel, ein Mann nahe an die Vierzig, mit einem abgehärmten Gesicht, und ein schwaches Lächeln flog um seine blutlosen Lippen, „mein Kind — ich habe nur eines — ist krank, sehr krank, seit zwei Tagen — Diphtheritis!"

„Eine gefährliche Krankheit," erklärte der Bureauchef, „aber beim Addiren dürfen Sie nicht daran denken. Sie müssen bei so wichtigen Rechnungen Ihre fünf Sinne zusammenhalten. Sie verstehen mich wohl, Herr Riedel?"

Riedel verstand. Er tauchte die Feder in's Tintenfaß und neigte den Kopf tiefer zu den Rechnungen. Aber die Zahlen schienen vom Teufel besessen zu sein. Sie reckten und streckten sich, zuerst die Siebener, hernach die Neuner, bis alle Colonnen, von einem Strahl der untergehenden Sonne umleuchtet, marschirten, tanzten, hin und her wogten. Und das flimmerte und flirrte vor seinen Augen. Da tauchte plötzlich aus dem Zahlengewirr etwas Rosiges, etwas Goldiges empor, Anfangs unklar und zerflossen, dann farbendestimmt und leibhaftig: das goldlockige Köpfchen eines Kindes. „Franzi," murmelte er und fuhr auf wie aus einem Traume und begann jählings halblaut zu addiren, mit fieberhafter Hast und zuckenden Lippen: Sieben und acht ist fünfzehn, fünfzehn und neun ist vierundzwanzig. Alles stimmte.

* * *

Riedel hat das Bureau verlassen und wandert heim. Ein kalter Wind fährt durch die Straßen. Am Himmel jagen dunkle, zerrissene Wolken, zwischen denen dann und wann die glitzernde Mondscheibe hervorlugt. Es beginnt zu tropfen. Riedel stülpt den Kragen seines fadenscheinigen Ueberziehers auf und hastet dahin, gedrückt und gebückt, mit emporgezogenen Schultern, die Blicke zur Erde gesenkt. Plötzlich verlangsamt er die Schritte. Heute Mittag schien im Befinden des Kindes eine Besserung eingetreten zu sein. Das Fieber hatte nachgelassen und in den Augen seiner Frau hatte ein Hoffnungsschimmer geleuchtet. Das war ihm jetzt durch den Sinn geflogen. Am Ende ist die Krise glücklich vorüber, dachte er, und ich alter Narr ängstige mich umsonst. Ja, ein Vater ist doch ein närrisches Menschenkind. Freilich, eine Mutter noch mehr. Seine arme Frau! Was die Alles seit zwei Tagen leidet! Sie weint zwar nicht, sie klagt nicht, aber aus ihren Augen leuchtet ein tiefes, stilles Weh, das mehr sagt als Worte. Und wie bleich und schwach sie ist — — —

„Sie müssen Ihrer Frau etwas Stärkendes zum Trinken geben, Malaga, Tokajer oder dergleichen, sie hält es sonst nicht aus." Das hat ihm heute früh der Arzt zugeflüstert.

„Ich kaufe eine Flasche Tokajer," sagt er, „Mizzi wird zwar damit nicht einverstanden sein, aber jetzt ist nicht Zeit, auf die paar Gulden zu achten. Und Franzi kaufe ich eine Schachtel mit Soldaten. Sofort!"

Vor einigen Tagen schon hatte er dies Franzi versprochen. Jetzt will er sein Versprechen erfüllen.

* * *

Einige Minuten später steht er vor dem Hause, darin er im vierten Stock wohnt. Die Taschen seines Ueberziehers sind aufgebauscht. In der einen Tasche steckt die Flasche Tokajer, die er in der Weinhandlung entpfropfen ließ, in der anderen die Schachtel mit Soldaten. Er steigt mühsam die Treppe hinan. Er hat heute fast nichts gegessen. Im ersten Stock angelangt, athmet er schwer auf und bleibt eine Weile stehen. Da schlagen die Klänge einer Drehorgel an sein Ohr. Er horcht. Es ist ein Tanz, ein Walzer, den Franzi so gern hört und bei dessen Klängen er nach dem Tact das Köpfchen hin und her wiegt, mit den Händchen klatscht und auf dem Fensterbrett herumstrampelt. Er hat nämlich musikalisches Talent, der Bub. Von einem zweijährigen Kinde läßt sich das zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten, aber es liegen doch einige entschiedene Anzeichen hierfür vor. Hat Franzi nicht die zwei Töne des alarmirenden Trompetensignals der Feuerwehr gleich das erste Mal, als er sie hörte, musikalisch vollständig correct nachgeahmt? Riedel lächelt. Er sieht den Buben vor sich, wie er die beiden Fäustchen aufeinanderballt und in sie mit seinem dünnen, herzigen Stimmchen hineinzwitschert: Tra, ra! Tra, ra! Musikalisches Talent zeigt sich eben sehr früh. Er wird ihn Musik studiren lassen. Unbedingt! Das ist ein Beruf, wo ein großes Talent stets durchdringen muß. Es wird freilich ein schweres Geld kosten, bis aus dem Jungen was wird. Man wird sich eben noch mehr einschränken müssen, als dies jetzt der Fall ist, und vielleicht findet sich mit der Zeit irgend ein Nebenverdienst. Was thun Eltern nicht Alles für ein einziges, hochbegabtes Kind! Und die Erziehungskosten bilden ja schließlich ein Capital, das einstmals auch den Eltern zugute kommt. „Dann brauche ich nicht mehr zu addiren, dann lese ich es Schwarz auf Weiß in den Zeitungen: „Der berühmte Componist Franz Riedel." Warum nicht? Es ist schon Alles dagewesen — —"

„Guten Abend, Herr Riedel!" Er fährt erschreckt zusammen. Es ist der Hausmeister, der ihm den Abendgruß entboten. „Guten Abend!" sagt Riedel und steigt die Treppe zum zweiten Stock empor.

* * *

Hier bleibt er wieder stehen. Es ist ihm auf einmal so ängstlich, so bang zu Muthe. Der Hausmeister hat ihn mit so seltsamen Blicken angeschaut. Was bedeuten diese Blicke? Er sinnt darüber. Er muß dem Mann aufgefallen sein, weil er so verloren dastand. Es ist auch in der That seltsam. Er hat im Bureau mit peinvoller Ungeduld auf die Zeiger der Wanduhr gestarrt und die Minuten gezählt und das Ende der Amtsstunden kaum erwarten können, um zu seinem kranken Kinde zu eilen. Er ist mit fieberhafter Eile vom Bureau zu seiner Wohnung gehastet und nun liegt es wie Blei so schwer in seinen Gliedern und er zögert, die zwei letzten Treppen emporzusteigen. Kein Wunder, er hat die letzte Nacht fast kein Auge zugethan und tagsüber so unendlich viel gerechnet und addirt, daß ihn die Schläfen schmerzten. Er hat bis nun keine Schwäche gespürt. Jetzt aber empfindet er sie, es überkommt ihn wie ein Ohnmachtsanfall. „Ich will mich stärken," sagt er, zieht die Flasche hervor, führt sie zum Munde und trinkt daraus in gierigen Zügen. Die Gluth des Tokajer Weines fließt durch seinen Leib. Seine Augen leuchten auf. Es ist lange her, seitdem kein Tropfen Wein über seine Lippen gekommen. Wann hatte er nur das letzte Mal Tokajer Wein getrunken? Richtig, vor fast zwei Jahren, bei der Taufe seines Buben. Franzi war gerade sechs Wochen alt. Es war ein herrlicher Frühlingstag, der Himmel blau und lachend, und in den blauen, lachenden Himmel hatten die Schwalben hineingezwitschert, so fröhlich, so selig. Und fröhlich und selig war es ihm und seiner Frau um's Herz, als sie in die blauen Aeuglein ihres Franzi blickten. Franzi aber lag aufgewickelt im Wagerl, rund und rosig, und strampelte mit den dicken Beinchen und starrte verwundert in die Welt. — Das sieht er jetzt Alles in greifbarer Deutlichkeit vor sich. „Franzi," ruft er und eilt die zwei Treppen empor und bleibt athemlos vor der Thür seiner Wohnung stehen.

* * *

Er zieht nicht die Glocke. Er wartet. Eine unsägliche Angst schnürt ihm die Kehle zu. Er horcht gespannt, das Ohr an der Thüre. Vielleicht vernimmt er die Stimme seiner Frau. Aus dem Klange ihrer Stimme wird er heraushören, was sich zugetragen, ob die Krise glücklich vorüber oder — Er wagt nicht, diesen Gedanken zu Ende zu denken. Er wagt nicht einmal, sich selbst zu gestehen, was als finstere Ahnung tief in seiner Seele nistet. Es ist still in seiner Wohnung, nichts regt sich, kein Laut schlägt an sein Ohr. „Das Kind schläft," fliegt es ihm durch den Sinn, „darum ist es so still. Mizzi ist sicherlich auch eingeschlafen, sie hat es wahrlich nöthig, die Arme, nach diesen zwei langen, peinvollen Tagen." Er faßt den Griff der Glocke. Er besinnt sich. Nein, er wird nicht klingeln, um den wohlverdienten Schlaf seiner Frau nicht zu stören. Er wird an die Thüre leise pochen. Und er klopft mit den Fingern, Anfangs sachte, dann kräftiger. Das Dienstmädchen öffnet die Thür. Er tritt lächelnd in's Vorzimmer, schaut aber das Dienstmädchen nicht an. Eine seltsame Scheu hält ihn davon zurück, nach dem Befinden des Kindes zu fragen. Er thut es vielleicht auch deshalb nicht, weil ihm plötzlich die Zunge so schwer geworden. Er weiß selber nicht, wie es geschah. Und auf einmal wird es ihm so frei, so froh zu Muthe, so leicht um's Herz, als wäre er betrunken. Und er wankt wie ein Betrunkener in die Wohnstube, wo auf einem runden Tisch mit geschweiften Füßen eine brennende Lampe steht. Die Thüre, die in's Schlafzimmer führt, ist geschlossen. Er lacht leise in sich hinein. Es fügt sich gut, daß seine Frau schläft. Die würde ihn schön angeschaut haben, wenn er in seinem angeheiterten Zustande sie begrüßt hätte. Denn er ist angeheitert, ja sogar stark betrunken. Kein Zweifel. Dieser verdammte Tokajer! Das kommt davon, wenn man in einen leeren Magen einen so starken, glühenden Wein hineinschüttet. Er zieht die Flasche hervor und hält sie gegen das Licht der Lampe. Sie ist fast bis zur Hälfte geleert. Er schüttelt den Kopf. Das war ein gar mächtiger Zug. Ein Zug, der ihn an seine Studentenzeit gemahnt, wenn er seinen Collegen Bierjungen aufbrummte. Er war bei jeder Biermensur Sieger. Er konnte ein volles Glas, ohne abzusetzen, fast im Handwenden hinabstürzen. Und heute war sein altes Talent in ihm erwacht. Ja, was man in der Jugend gründlich geübt, das bleibt unvergessen. Er stellt die Flasche auf den Tisch. Dann bringt er die Schachtel mit den Soldaten zum Vorschein und öffnet sie. Die ganze Burgwache liegt darin. Er postirt die Soldaten in Reih' und Glied, die Chargen, wie es sich gebührt, vorne, hinter der Front die Schilderhäuschen und flankirt jedes mit zwei Bäumchen. Es sieht prächtig aus. „Der Franzi wird a Freud' hab'n!" lallt er kichernd, wankt zur Thüre, öffnet sie und tritt in's Schlafzimmer. Es lagert Anfangs wie Spinngewebe vor seinen Augen, trotzdem auf dem kleinen Tisch neben dem Gitterbettchen zwei Kerzen brennen. Zwischen den Kerzen schimmert ein elfenbeinernes Crucifix. Da wird es plötzlich klar vor seinen Augen. Mit einem dumpfen, ächzenden Laut stürzt er zum Bettchen hin, vor dem, das Haupt in die Polster begraben, seine Frau auf den Knien liegt. Sie fährt empor und sieht vor ihm, das Gesicht wie Wachs so bleich, und in den dunklen, tief in den Höhlen liegenden Augen ein unendliches Weh. Sie deutet mit der Hand auf das Kind, das mit gefalteten Händchen regungslos daliegt. Dann schaut sie ihm tief in die Augen und sagt leise, mit müder, gebrochener Stimme: „Jetzt sind wir wieder allein ...."

Die Töchterschulen der Ehren-Legion.

In Ecouen, Saint Denis und den sogenannten „Loges" im Walde von Saint Germain besitzt die Ehrenlegion drei Töchterschulen, die von Napoleon dem Ersten in's Leben gerufen worden sind. Napoleon wollte in den Augen der Armee den Werth dieser Auszeichnung dadurch erhöhen, daß er den Töchtern und Schwestern gefallener oder noch lebender Officiere, Inhaber der Ehrenlegion, eine unentgeltliche Erziehung sicherte. Den Plan faßte er in Schönbrunn nach der Schlacht von Austerlitz; sein Blick fiel zunächst auf das Schloß von Ecouen, dann auf die Abtei von Saint-Denis, ihnen schlossen sich später die Loges an.

Die ursprüngliche Idee entlehnte Napoleon wohl König Ludwig dem Vierzehnten, der in Caint-Cyr eine Schule für die Töchter unbemittelter Edelleute gründete. Aber nachdem er einmal die Schulen zum Lob der Ehrenlegion ins Leben gerufen, verlor er sie nicht wieder aus dem Auge, stattete ihnen in Begleitung seiner zweiten Gemahlin Marie Luise einen langen Besuch ab, erschien auch plötzlich unangemeldet und nahm dann alles in Augenschein, die Küche, die Schlafzimmer, die Schulhefte u. s. w. Die Begeisterung, die er nach einem solchen Besuche zurückließ, kennzeichnete sich dadurch, daß die Schülerinnen hinterher mit Vorliebe dort ihre Füße hinsetzten, wo auf dem Pflaster und dem Fußboden der Kaiser selbst seinen Fuß hingesetzt hatte. Nach Ecouen zog ihn besonders die Oberin, die berühmte Madame Campan, deren Erziehungsideen mit den seinigen übereinstimmten. Er machte seine Stieftochter Hortense, die eine Schülerin der Madame Campan gewesen, zur Schirmherrin der Schule, wollte ihr sogar das Schloß mit seiner Umgebung als Fürstenthum zum Geschenke machen.

Madame Campan, die erste Leiterin von Ecouen, war eine vergeistreichsten und gründlichsten Frauen ihrer Zeit. Von den besten Lehrern erzogen, entpuppte sie sich schon mit 14 Jahren als Wunderkind, wurde Vorleserin bei den Töchtern Ludwigs des Fünfzehnten und später Kammerfrau der Marie Antoinette, die schon vorher ihre Gesellschaft gern aufgesucht hatte; auch gab sie ihr ihren Geheimsecretär zum Gatten, und Ludwig der Fünfzehnte setzte ihr ein Jahresgehalt aus. Zwanzig Jahre lang theilte sie mit Marie Antoinette Freud und Leid, bis die Revolution der Herrlichkeit ein Ende machte. Madame Campan hat ein Buch über die Erziehung und höchst werthvolle Denkwürdigkeiten über das Privatleben der Marie Antoinette hinterlassen; ihr ist zum großen Theil die jetzige Einrichtung der Ehrenlegionschulen zu verdanken. Großen Werth legte sie auf die Farbe der Gürtel, die um das dunkle Wollkleid getragen wurden, ganz im Gegensatz zu Napoleon, der von diesem Anspornungsmittel nichts wissen wollte. Die Farbe des Gürtels richtete sich nach der höheren oder niederen Klasse; die Ueberreichung der Gürtel als Ausdruck des Aufsteigens in die höheren Klassen machte aller Herzen klopfen; die Entziehung kam fast einem Todesurtheile gleich. Die Entziehung stand als Strafe auf monatelange Unbotmäßigkeit; aber leider ward dieselbe in einer Weise gehandhabt, die lebhaft an die Degradirung des Hauptmanns Dreyfus in der Militärschule erinnerte. Sämmtliche Schülerinnen, dreihundert an Zahl, versammelten sich mitsammt den Bediensteten des Schlosses auf dem inneren Hofe um die Büßerin, die nach der Stelle geführt ward, wo sich aus schwarzem Marmor das Kreuz der Ehrenlegion im Fußboden eingefügt findet; dort band man ihr langsam den Gürtel ab, aber die Arme sank bald unter der Schmach ohnmächtig zu Boden und mußte weggetragen werden. Glücklicherweise kam dieser grausame Brauch bald ab.

Zu Oberintendantinnen werden durchgängig adelige Standeswittwen erwählt; so finden sich in dem Verzeichniß die Namen der Gräfin v. Quenzo, der Baroninnen v. Bourgoing (Wittwe eines Botschafters), v. Dannery, v. Dusmesnil; man ging dabei von der Ansicht aus, daß eine solche Wittwe, die das Leben kennen gelernt, auch die Erziehung für das Leben besser leiten könne, als eine unverheirathete Dame.

Ueber die Erfolge für das Leben, die diese Schulen zu verzeichnen haben, ist es für die Außenstehenden schwer, ein Urtheil zu fällen. Daß die Schülerinnen für das Leben erzogen werden sollen, ist oberster Grundsatz; nur fragt es sich, für welches Leben. Die meisten, die Saint-Denis hinter sich haben, sind mit geschichtlichen, schön- und naturwissenschaftlichen Kenntnissen vollgepfropft, stehen aber, wenn sie nicht in den Anstalten bleiben oder sonst Lehrerinnen werden, dem Leben rath- und geldlos gegenüber, sollen daher angeblich ein stattliches Contingent zu jener Klasse stellen, die man die höhere Halbwelt nennt. Es haben sich daher auch schon verschiedene Vereine gebildet, um den Schülerinnen den Eintritt ins wirkliche Leben zu erleichtern.

Bern und die Bären.

Die mittelalterlichen Chronisten erzählen, daß die Stadt Bern von Berthold V. von Zähringen im Jahre 1191 gegründet und nach einem bei dieser Gelegenheit getödteten Bären benannt worden sei. Jeder Besucher Berns kennt den neben der Nydedbrücke befindlichen Bärengraben, in welchem die Wappenthiere Berns infolge einer Stiftung erhalten werden müssen. Die Bärengeschichte Bertholds ist aber rein legendär und ätiologisch, gerade wie die Geschichte von den Gänsen des Kapitols. Wir haben es vielmehr mit Totems zu thun.

In Cäsars Denkwürdigkeiten steht die wichtige Notiz, daß es bei den Britanniern für Sünde galt, Hasen, Hühner und Gänse zu essen. Der römische Schriftsteller meint daher, daß die Britannier diese Thiere zu ihrem Vergnügen hielten. In Wirklichkeit waren es heilige Thiere, Totems, die nicht getödtet und verzehrt werden durften. Auf dem keltischen Festlande läßt sich dieses Nachleben des Totemismus noch genauer verfolgen, und zwar an der Hand archäologischer Funde, von denen einer besonders bemerkenswerth ist. Im Jahre 1832 wurde in dem dicht bei Bern gelegenen Dorfe Muri eine größere Zahl antiker Bronzen ausgegraben, darunter eine schreitende Bärin und eine Göttin, die sitzend dargestellt ist und Früchte im Schooß hält. Eine am Sockel angebrachte Inschrift nennt die Göttin Artio. Man hat früher vermuthet, daß es sich um eine Früchte spendende Erdgöttin, eine Art Pomona handle. Erst kürzlich ist erkannt worden, daß Göttin und Bärin einst eine Gruppe bildeten, und diese Bronzegruppe ist jetzt in richtiger Zusammensetzung im Berner Museum zu sehen. Wir gewinnen damit eine ganz andere und ohne weiteres einleuchtende Deutung. Der Name Artio ist keltischen Ursprungs und bedeutet „Bärengöttin" (artos Bär, arta Bärin). Die zu der Gruppe gehörige Bärin ist das Attribut der Göttin, das ihr heilige Thier. Also der Bär, welcher der Stadt Bern den Namen gegeben hat, genoß einst göttliche Verehrung; er war „Totem" der Clans, der einst in jener Gegend seine Wohnsitze hatte. Man darf annehmen, daß die Erinnerung an den heidnischen Kult sich bis in die christliche Zeit fortgeerbt hat, und Bern kann also mit Genugthuung auf ein sehr altes Totem, sein späteres Wappenthier, zurückblicken. Die Urreligion der Kelten scheint demnach ein animistischer Thierkultus gewesen zu sein. Beiläufig bemerkt sei, daß nicht nur Thiere, sondern auch Pflanzen im Totemismus eine Rolle spielten, z. B. die Bohne, die den Pythagoreern und Orphikern als „tabu" galt. Jedenfalls sind es nicht hygienische Rücksichten gewesen, die den Pythagoras veranlaßt haben, seinen Anhängern den Genuß der Bohne zu verbieten.

Dienstbotengeschichten.

In einem am 3. Dezember 1644 vom Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg gegebenen Edikt heißt es, daß das Gesinde stets nur auf ein volles Jahr gemiethet werden solle. Wolle aber einer nur ein halbes Jahr oder gar nur ein Vierteljahr bleiben, so solle ihm ein Abzug an seinem Lohne gemacht werden, damit er lerne, festhaft zu werden und sich zu fügen. Die Neigung, Versammlungen abzuhalten, tauchte auch bereits unter König Friedrich I von Preußen auf, wenn sie auch damals noch ganz im Geheimen abgehalten werden mußten. Der König sah sich veranlaßt, am 12. Februar 1718 eine neue Gesindeordnung zu geben, in der als erster Paragraph das Verbot enthalten ist, stellenlose Dienstboten länger als acht Tage zu beherbergen, ohne sie dem Richter, unter dem sie wohnen, anzuzeigen, „damit sie sich nicht versammeln können, um unter einander zu verabreden, wie sie sich den Herrschaften gegenüber verhalten wollen." Der König befiehlt weiter, daß einer Köchin, „die gut kochen und braten kann," 8 bis 12 Thaler im Jahr gezahlt werden sollen; wenn sie aber „mit Pasteten und Backwerk zugleich umgehen und so gut als ein Koch bestehen kann," soll sie 14 bis 18 Thaler erhalten. Eine Magd, die zum Nähen, Waschen und zur Hausarbeit gebraucht wird, soll hingegen nur 8 bis 9 Thaler haben und ein Kindermädchen gar nur 6. Diese strenge Verordnung wurde aber durchaus nicht immer befolgt, denn da sich der Mangel an guten Dienstboten schon damals recht fühlbar machte, so suchte man sich die brauchbaren durch kleine Geschenke zu erhalten. Als aber der König erfuhr, wie man seine Gesetze umging, dekretirte er flugs, daß man dem Gesinde wohl 1 oder 2 Thaler zu Neujahr oder zu Weihnachten geben dürfe, „aber darüber nichts, es bestehe, worin es wolle und unter was Vorwand es geschehe." Wer sich trotzdem Ueberschreitungen erlaubte, sollte für jeden überzähligen Thaler Lohn das erste Mal 50 Thaler und das zweite Mal 100 Thaler Strafe zahlen, und bei einem Geschenk für jeden Groschen einen Thaler. Nun wagte natürlich niemand mehr, der Verordnung entgegen zu handeln, weil er den Schaden an der eigenen Tasche gespürt hätte. Damit war aber auch jede Möglichkeit, gute Dienstboten durch kleine Extravergütungen zu fesseln, abgeschnitten, und den Nachtheil davon hatten die Hausfrauen.

Mode-Magazine leben von Frauenthränen.

Jägerglauben.

„Zur Erzielung eines sicheren Schusses war es in alter Zeit Sitte, die Kugeln zu gießen, wenn die Sonne in das Zeichen des Schützen trat, also „wenn im Kalender der Schütze drei Tage nach einander stehet". Erhöht wurde die Wirkung derartiger Kugeln noch dadurch, daß man die Spähne einer vom Blitz getroffenen Eiche zu Mehl zerfeilte und dasselbe beim Gießen in die Form warf. Wer aber trotz dieser Kunstgriffe mit seinem Gewehre nichts traf, der mußte den kalten oder den heißen Brand in dasselbe bringen. Den kalten Brand erzielte man dadurch, daß man in das geladene Rohr eine junge Schlange steckte, diese einige Stunden darin ließ und schließlich an eine Eiche oder Fichte schoß. Wünschte jemand den heißen Brand in sein Gewehr, so mußte er in das vom Schaft geschraubte Rohr eine Blindschleiche schieben und das Rohr an beiden Oeffnungen verschließen, so daß das Thier erstickte. Nach 24 Stunden wurde die Flinte wieder zusammengeschraubt, geladen und abgeschossen. Die Wirkung des heißen Brandes äußerte sich darin, daß der Schütze zwar nicht mehr fehlte, das Fleisch des erlegten Thieres aber in der Nähe des Schußkanals verbrannt war. Wenn aber der Hirsch nur weidewund geschossen war und die Gefahr nahelag, daß er auf andere Reviere überfallen könnte, so schnitt man die Fährte des rechten Vorderlaufs aus der Erde heraus und legte sie mit dem Ausdruck nach unten, so daß die Schalen rückwärts zeigten. Mitunter traf der Schütze trotz kalten und heißen Brandes doch nichts; dann war eben das Gewehr verhext, verredet oder beschrieen.

Ein hirschgerechter Jäger freilich verstand auch den Zauber zu bannen. Er schoß einen Sperling, schraubte dessen Kopf an den Krätzer des Ladestocks und wischte das Rohr damit aus. Hierauf reinigte man es mit einer kleinen Zwiebel und zog es mit einem Stück Leinwand aus, auf die der Saft der erwähnten Zwiebel geträufelt war. Sperlingskopf und Zwiebel wickelte man in die Leinwand und hängte das Päckchen in den Schornstein. Nach einigen Tagen schoß man mit dem nun entzauberten Gewehr einen Vogel und feuerte von diesem ein Stück in die Luft. Andere nahmen statt des Sperlingskopfes das Herz eines Eichelhähers oder Wiedehopfes und warfen das Päckchen zum Schlusse in das fließende Wasser. Diese Mittel wandte man an, wenn das ganze Gewehr beschrieen war. Handelte es sich aber nur um ein Rohr, so mischte man Schwarzkümmel, Sperling